Yfaat Weiss

Lea Goldberg

Lehrjahre in Deutschland 1930–1933

9 תולדות toldot

V&R


V&R

תולדות toldot

Essays zur jüdischen Geschichte und Kultur

Herausgegeben von Yfaat Weiss

Band 9

Yfaat Weiss

Lea Goldberg

Lehrjahre in Deutschland 1930–1933

Aus dem Hebräischen von
Liliane Meilinger

2., durchgesehene Auflage

VANDENHOECK & RUPRECHT

ISSN 2198-7327
ISSN 2197-1013 (digital)
ISBN 978-3-525-35230-4
ISBN 978-3-647-35230-5 (pdf)
ISBN 978-3-666-35230-0 (eLibrary)
DOI https://doi.org/10.13109/9783666352300

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2027, 2010 Brill Deutschland GmbH, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig. Text- und Datamining zu kommerziellen Zwecken bedarf der Genehmigung des Verlags.

Vandenhoeck & Ruprecht und Brill Deutschland GmbH
sind Teil von De Gruyter Brill.
www.degruyterbrill.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit:
productsafety@degruyterbrill.com

Lektorat: André Zimmermann, Leipzig
Druck: CPI books GmbH, Leck

Inhalt

Vorwort 7

Einführung 9

Aussichten
Nach Moskau will ich fahren 19

Weitblick
Von Exotik keine Spur 39

Einsichten
Pöbel im stillen Lesesaal 77

Rückblick
Früher liebte ich dich, Berlin 125

Quellen und Literatur 163

Zur Autorin 191

»Es ist doch schade,
dass Deutsch meine europäische Sprache ist.«

Lea Goldberg, Tagebücher, 26. Juni 1937

Vorwort

Lea Goldberg ist eine neuhebräische Ikone. Sie gehört zu jenen Autoren hebräischer Prosa und Lyrik, die im Sinne einer konstruktiven, dem Gemeinwesen zugewandten Intelligenz stark nach innen hin wirkten. Hierin unterscheidet sie sich von den mehr nach außen ausgreifenden israelischen Gegenwartsautoren und dies mag erklären, warum sie nicht nur im deutschen Sprachraum bis heute eine noch zu entdeckende Schriftstellerin ist. In Zeiten der Entwicklung und Verbreitung des Iwrit als Sprache der alltäglichen Kommunikation im vorstaatlichen *Jischuw* wie auch in den ersten Jahrzehnten des Staates Israel hatte Lea Goldberg mit ihrem Werk großen Anteil an der Erneuerung des Hebräischen als Sprache der Literatur. Dies macht sie zu einer Literatin des Übergangs und des Übertritts – von Europa und seinen Zungen weg nach Palästina bzw. Israel hinein.

Der vorliegende Toldot-Band von Yfaat Weiss befasst sich mit einem konstitutiven Aspekt der Person Lea Goldbergs. Ins Zentrum gerückt ist ihr Aufenthalt in Berlin und Bonn. Im weiteren Sinn geht es um die Bildungs- und Transformationsgeschichte einer im russländischen Kontext geprägten Jüdin, die sich im Verlauf sprachlicher und kultureller Verwandlung für eine hebräischsprachige Zukunft entscheidet. Goldberg wuchs im litauischen Kowno auf, wo ihr imperiale, kosmopolitische Sprachen wie das Russische und das Deutsche ebenso geläufig wurden wie das Litauische und das Jid-

dische – vor allem aber das sich von einer sakralen zu einer profanen Sprache wandelnde, von Frauen unter erschwerten Bedingungen zu erwerbende Hebräisch.

Die Entscheidung Lea Goldbergs für die hebräische Sprache erfolgte vor dem Hintergrund eines Bildungserlebnisses in deutscher Sprache, und dies in einer für Deutschland, die Juden und die europäische Welt entscheidenden Inkubationsphase von der Weimarer Republik zur Nazi-Herrschaft. Mittels der einem Veränderungsprozess unterworfenen Parameter von Goldbergs Zugehörigkeit nimmt Yfaat Weiss vornehmlich jene Transformationen mikrologisch in den Blick, die für eine bildungsbewusste, sich das Hebräische als Kommunikations- und Literatursprache aneignende und sich jüdisch-national verstehende Bevölkerung im Europa der Zwischenkriegszeit signifikant waren. Auf diese Weise entsteht ein komplexes bildungsbiografisches Bild, das Erfahrungs- und Wissensgeschichte mit adoleszenten Introspektionen ebenso verbindet, wie es Einblicke gewährt in die Umstände des Übergangs von Zeit zu Zeit und von Raum zu Raum. Dass Goldberg durch ihr Studium der Semitistik mit den philologischen Voraussetzungen ihrer eigenen Kultur und überdies mit der raumüberschreitenden Dimension des orientalistischen Fächerkanons in Berührung kommt, ist ein besonderer Zugewinn an Erkenntnis in dieser vielschichtig angelegten Untersuchung.

Dan Diner Sommer 2010

Einführung

Dass es eingangs einer Vorstellung Lea Goldbergs bedarf, ist einem Paradox geschuldet: Zwar zählt sie nach wie vor zu den namhaftesten Dichtern Israels, doch ist sie außerhalb der Grenzen der hebräischen Sprache praktisch unbekannt. Russisch war Goldbergs Muttersprache, Hebräisch ist die Sprache, die sie sich in ihrer frühen Jugend bewusst für ihr schöpferisches Schaffen wählte. Ihren Ruf verdankt die 1911 geborene Lea Goldberg vor allem ihrem lyrischen Werk. Ihr erster Gedichtband, *Rauchringe*, erschien 1935 in Tel Aviv, einen Monat nach ihrer Einwanderung ins damalige Palästina. Bereits in den späten zwanziger Jahren waren ihre Gedichte in den hebräischen Literaturzeitschriften Litauens, des Landes ihrer Kindheit, publiziert worden. Etwa 700 Gedichte veröffentlichte sie zeit ihres Lebens, viele wurden vertont und erlangten große Popularität. Bis heute erfreuen sich Goldbergs Gedichte sowie ihre Kinderbücher, deren Zahl in die Dutzende geht, ungebrochener Beliebtheit in Israel.

Weniger bekannt als Goldbergs Lyrik und Kinderliteratur ist dagegen ihr Prosawerk, das ausgeprägt autobiografische Züge trägt. Im Jahr 1937 erschien der Roman *Michtawim mi-nessia meduma* (Briefe von einer imaginären Reise), ihr Abschiedsbrief an Europa. Ihm wurde eine kühle Rezeption zuteil und Goldberg ihrerseits ließ ihn in Vergessenheit geraten. In den späten 1930er Jahren brach Goldberg die Arbeit an ihrem Roman *Awedot. Mukdasch le-Antonia* (Verluste. Antonia gewidmet) ab,

der in den letzten Jahren der Weimarer Republik in Berlin spielt. Teile davon veröffentlichte sie neben anderen Erzählungen als Kurzgeschichten. Auch ihr reifstes Prosawerk, der Roman *We-hu ha-or* (Und er ist das Licht, 1946), der im jüdischen Milieu der litauischen Stadt Kowno Anfang der dreißiger Jahre spielt, wurde seinerzeit mit wenig Wohlwollen aufgenommen. Darüber hinaus brachte sie unter dem Titel *Pegischa im meschorer* (Begegnung mit einem Dichter, 1952) ihre Erinnerungen an den Lyriker Abraham Sonne (Ben-Jizchak) heraus. Ben-Jizchak, dem sich auch Elias Canetti in seinen Memoiren ausführlich widmete, war eine Schlüsselgestalt in ihrem Leben und Werk. Zudem betätigte sich Goldberg einige Male als Theaterschriftstellerin. Abgesehen von dem 1955 im Repertoiretheater Kameri uraufgeführten Drama *Ba'alat ha-armon* (Die Schlossherrin) wurde ihre Arbeit in diesem Bereich von der Kritik weder besonders beachtet noch wertgeschätzt, weswegen sie sich mit der Zeit auch endgültig vom Theater abwandte.

In der sich entfaltenden hebräischen Kultur Israels spielte Goldberg über ihr schriftstellerisches Schaffen hinaus eine hervorragende Rolle. Sie veröffentlichte hunderte Essays zu aktuellen sowie literaturwissenschaftlichen Themen in *Davar* und *Al ha-mischmar*, den Presseorganen der sozialistisch-zionistisch orientierten intellektuellen Elite Israels, wo sie auch ihren Lebensunterhalt verdiente. Mit diesen Texten prägte sie den kulturellen Geschmack in Israel mit. Weiterhin beeinflusste Goldberg die israelische Kultur durch ihre zahlreichen Übertragungen ins Hebräische. Sie übersetzte Texte aus den verschiedenen europäischen Sprachen, in denen sie heimisch war, unter anderem Essays von Heinrich Mann, Rosa Luxemburgs *Briefe aus dem Gefängnis*, Maxim

Gorkis *Kindheit,* Erzählungen von Anton Tschechow, Lew Tolstois Trilogie *Der Leidensweg* und schließlich *Krieg und Frieden.* Es war typisch für ihre Generation, dass sie um die Übertragung der europäischen Literatur ins Hebräische bemüht war, jedoch keine Anstrengungen unternahm, die Übersetzung ihrer eigenen Werke in europäische Sprachen anzuregen. Bis heute sind etwa auf Deutsch nur einige von Arie Ludwig Strauss Anfang der sechziger Jahre übertragene Gedichte sowie ihr Romanerstling *Briefe von einer imaginären Reise* (2003) erschienen – dies trotz des großen Interesses, das in Deutschland für die israelische Literatur besteht. Goldbergs Engagement richtete sich also vor allem auf die hebräische Kultur. Hier verstärkte sich ihr Einfluss, nachdem sie 1952 ihre Lehrtätigkeit an der Hebräischen Universität in Jerusalem aufgenommen und den Fachbereich für Komparatistik mitbegründet hatte, dem sie ab 1962 bis zu ihrem Tod vorstand. Sie schrieb zahlreiche literaturwissenschaftliche Fachaufsätze und einige Sachbücher, beispielsweise über russische Literatur, die Geschichte der Novelle in Europa und die italienische Literatur der Renaissance.

In den letzten Jahren hat sich in Israel ein besonders starkes Interesse an Goldbergs Prosa bemerkbar gemacht. So erschien 2007 eine annotierte Neuauflage der *Briefe von einer imaginären Reise*, die auch bislang unveröffentlichte Fragmente enthält. Ein Jahr zuvor war bereits eine mit einem Nachwort versehene Neuauflage von *Und er ist das Licht* herausgegeben worden. Dazu kommt die Edition zahlreicher Schriften aus dem Goldberg-Nachlass im Gnasim-Archiv: 2005 die mit Anmerkungen versehenen Tagebücher Goldbergs, von denen bis dahin nur einzelne Fragmente erschienen waren, so-

wie 2009 eine annotierte Ausgabe von Goldbergs Briefen an ihre Jugendfreundin Mina Goldberg. Dieser Briefwechsel ist das größte und dichteste Konvolut in Goldbergs Nachlass. Das erwähnte Romanfragment *Verluste. Antonia gewidmet*, von Goldberg in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre verfasst und dann beiseitegelegt, wurde Anfang 2010 anlässlich ihres vierzigsten Todestags erstmals veröffentlicht. Über die explizit biografischen Materialien, wie die Tagebücher und die Briefe, sowie die drei Romane mit ihrem autobiografischen Inhalt hinaus erfuhren auch andere Textgattungen neuerliche Aufmerksamkeit: Im Jahr 2008 erschienen die Sonette in einer wissenschaftlichen Ausgabe sowie 2009 ein Sammelband ihrer Erzählungen, eine Zusammenstellung ihrer publizistischen Texte soll in Kürze vorgelegt werden.

Das neu erwachte Interesse an Lea Goldberg und insbesondere die nun zugänglichen autobiografischen Texte – die Tagebücher und Briefe – werden sicherlich den Anstoß zu weiteren Forschungen geben. Bislang war Goldberg Gegenstand von drei Biografien, die sich aus verschiedenen Perspektiven mit ihrem Leben und Werk befassen, daneben gibt es eine ihrem Œuvre gewidmete Aufsatzsammlung. Wissenschaftliche Arbeit ist unter anderem notwendig, um nachzuvollziehen, auf welche Weise die dem russischen Kulturkreis entstammende Lea Goldberg zur Vermittlerin der mittel- und westeuropäischen, vor allem der deutschen Kultur in Israel wurde. Zwar besteht dahingehend Einigkeit, dass die Wurzeln des deutschen Einflusses auf Goldberg unter anderem in ihrer Studienzeit in Deutschland, also der Periode von 1930 bis 1933, zu suchen sind. Gleichwohl erscheinen diese Jahre, Goldbergs Lehrjahre, in ihrem künstlerischen Schaffen keineswegs zentral, weshalb ihnen von-

seiten der Forschung nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Darüber hinaus wandte sich Goldberg in dieser Zeit der Erforschung der semitischen Sprachen zu, einem Fachgebiet, das sie bei ihrer Einwanderung nach Palästina völlig aufgab. Dies wurde bislang in der Beschäftigung mit Goldberg im Allgemeinen und mit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit im Besonderen als eher nebensächlich empfunden. Diese vernachlässigten Aspekte stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes, der Goldbergs Œuvre vom Rand her erhellt. Es sollen die deutschen Jahre im Schaffen Goldbergs ins Licht gerückt und besonders aufgezeigt werden, in welchem Maße ihr Studium der semitischen Philologie in Deutschland ihr Werk beeinflusste. Dabei soll keineswegs behauptet werden, jene Jahre hätten Goldbergs Schaffen in seiner Gesamtheit geprägt. Der Band betrachtet ihr Werk im ersten Jahrzehnt nach ihrer Emigration in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina und lenkt damit den Blick auf die Wurzeln ihrer eigensinnigen, rebellischen Tendenzen – »die Frucht ihrer Einsamkeit« (Tamar Hess) – innerhalb des kollektivistischen Diskurses der damaligen hebräischen Literatur.

Sich zwischen Geschichte und Literatur bewegend, folgt dieser Band keinem kohärenten chronologischen Narrativ. In jedem Kapitel schwingt das Pendel zwischen »früher und später« – wie es im Titel eines der späten Lyrikbände Goldbergs heißt. Jedoch kann man sagen, dass die einzelnen Kapitel mit den frühen zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ansetzen und in den ausgehenden sechziger Jahren enden.

Das erste Kapitel erörtert die Entwicklung von Lea Goldbergs Polyglossie und rekonstruiert die Bedeutung der verschiedenen Sprachen in ihrem Leben und Werk.

Es wird gezeigt, dass jede einzelne zu einer separaten Sphäre der Zugehörigkeit führte: Die beiden imperialen Sprachen, Russisch und Deutsch, wiesen ihr den Weg nach Ost und West – Moskau und Odessa einerseits, Wien und Berlin andererseits – in die Zentren der allgemeinen, der jüdischen und der hebräischen Kultur; die Aneignung der litauischen Sprache war eine – formale und praktische – Conditio sine qua non für die Integrierung in den neu entstandenen Staat; das Erlernen des Hebräischen symbolisierte und ermöglichte im Grunde ihren programmatischen Einsatz für die nationaljüdische Kultur; die tote Sprache – das Lateinische – sollte das Instrument für das allgemeine humanistische Studium sein, das sich letztendlich aber auf Deutsch vollzog. Die Begegnung mit verschiedenen Sprachen, ihre Wahl und Pflege verknüpften sich zu einem Gewebe aus kulturellen und intellektuellen Elementen, politischen Orientierungen und beruflichen Alternativen.

Die in diesem Buch unternommene, in Litauen und Russland beginnende Reise führt Goldberg am Ende des ersten Kapitels nach Berlin. Mit dieser Stadt (als Erinnerungsort) befasst sich jedoch erst das letzte Kapitel, während die beiden mittleren Abschnitte Goldbergs Studium am Orientalischen Seminar zu Bonn gewidmet sind.

Das zweite Kapitel fokussiert die Widerspiegelung der Erfahrungen am Orientalischen Seminar in Goldbergs Werk als Prisma für den deutschen Orientalismus im Allgemeinen und seinen jüdischen Konnex im Besonderen. Anhand der Erfahrung der jüdischen Doktorandin aus Litauen, die zu einer Schlüsselfigur der hebräischen Kultur und des akademischen Lebens in Israel werden sollte, untersucht dieses Kapitel einen Ausschnitt des deutschen Orientalismus. Goldbergs Zugehörigkeit zum

Orientalischen Seminar der Bonner Universität erhob sie zur unmittelbaren Beobachterin und am deutschen Orientalismus aktiv Beteiligten, doch als jüdische Semitologin aus Osteuropa in Deutschland ist sie sicherlich nicht typisch für die deutsche orientalische Forschung als solche. Der deutsche Orientalismus ist auch der Kontext, in dem Goldbergs zionistische Gesinnung und ihre im Lauf des Bonner Jahres gereifte Entscheidung, mit Abschluss ihres Studiums nach Palästina auszuwandern, analysiert werden. Goldberg verstand Emigration als Rückkehr und reflektierte sie im Bewusstsein der Spannung zwischen West und Ost gegenüber den anderen ausländischen Kommilitonen, den »anderen Dilemmata der Rückkehr«. Die Ambivalenz, die Goldberg in diesen wie auch in anderen Fragen bezeugt, gehorcht der gängigen Auffassung der heutigen Orientalismusforschung, indes verweigerte sich Goldberg deren dichotomen Muster. Sie nahm manche der hinsichtlich dieser Forschung geltenden Einsichten vorweg, stand aber zum Teil auch im Widerspruch zu ihrer binären Konstellation.

Im Zentrum des dritten Kapitels stehen Lea Goldberg und ihr universitärer Lehrer, Professor Paul Ernst Kahle. Kahle nahm über seine Rolle als Doktorvater der Dissertation hinaus, die sie 1934 an der Universität Bonn vorlegte, in Goldbergs Welt eine Vorbildfunktion ein. Seine Persönlichkeit als Wissenschaftler und als Mensch, wie Goldberg sie verstand und internalisierte, verankerte sich in ihrem Gedächtnis. Unter dem Eindruck der Erlebnisse mit Kahle entwickelte sie eine eigene Grundeinstellung zur moralischen Verpflichtung eines Intellektuellen im diktatorischen Regime – eine Thematik, mit der sie sich in ihren Essays intensiv beschäftigte und in der Goldberg für andere zur Autorität wurde.

Goldberg studierte zwischen Frühling 1932 und Sommer 1933 bei Kahle, bis Ende 1935 stand sie mit ihm in ständigem Briefwechsel. In den Jahren 1935 bis 1945 gab es keine Verbindung zwischen ihnen und nur sporadisch erhielt sie aus der Ferne Kenntnis über sein Schicksal. Eine kontinuierliche Erzählung ist aufgrund dieser Unterbrechung nicht möglich. Erst nach Kriegsende kam der Kontakt wieder zustande. Naturgemäß ist es die Geschichte zweier Menschen mit ihrer je eigenen Biografie. Von den Berührungspunkten soll die Rede sein, doch gleichzeitig auch von ihrem unterschiedlichen Umgang mit Fragen von Diktatur und Ethik. Es sollen die Erfahrungswerte dargestellt werden, zu denen Goldberg im Umkreis Kahles gelangte – Erkenntnisse, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleiteten und ihre ethische Einstellung als Schriftstellerin, als Lyrikerin und als Mensch wesentlich beeinflussten.

Das vierte Kapitel schließlich ist Berlin, Goldbergs erster Station in Deutschland, gewidmet – präziser: der Rückkehr Berlins in ihr Leben. Nach dreißig Jahren erneuerte sich die Verbindung mit einer ehemaligen Kommilitonin an der Friedrich-Wilhelms-Universität und Goldbergs einziger deutscher Freundin, Ilsabe Hünke von Podewils. Anhand dieser wiedergefundenen Freundschaft lassen sich die Spuren der Berliner Zeit in Goldbergs Werk rekonstruieren: in dem zu Lebzeiten Goldbergs veröffentlichten Roman *Und er ist das Licht* ebenso wie in dem der Selbstzensur zum Opfer gefallenen Werk *Verluste*. Beide geben Aufschluss über die Art und Weise, in der sich Goldberg ihrem deutschen Erbe – dem kulturellen und dem emotionalen – stellt.



Lea Goldberg Anfang der 1930er Jahre in Berlin
Unbekannter Fotograf © Mit freundlicher Genehmigung des Gnasim-Archivs, Tel Aviv, und von Rechtsanwalt Yair Landau, Tel Aviv, Nachlassverwalter von Lea Goldberg

Aussichten
Nach Moskau will ich fahren

»Und ich habe einen Wunsch – aus diesem Schweinestall nach Moskau zu fahren. Jetzt sterben große Leute, es schmerzt das Herz, der große Geist ist tot, Lenin ist tot, Wilson ist tot. Den größeren Eindruck hat Lenins Tod auf mich gemacht und auch jetzt kann ich ihn nicht vergessen, besonders nachdem ich einen Brief aus Russland über seinen Tod gelesen habe.«

So lautet eine Eintragung in Lea Goldbergs Tagebuch vom 9. Februar 1924. Die im Jahr 2005 erstmals vollständig veröffentlichten Tagebücher verdeutlichen die Reife der jungen Lea Goldberg. Dieses jüdische Mädchen aus dem litauischen Kowno, dem heutigen Kaunas, schrieb seine Tagebücher auf Hebräisch, in einer für sie fremden Sprache – angefangen von den ersten literarischen Skizzen 1921 im Alter von zehn Jahren, in entstelltem Hebräisch mit fehlerhafter Orthografie, bis zur Mitte der sechziger Jahre, als sie zu einer der bedeutendsten hebräischen Lyrikerinnen und zu einer berühmten Übersetzerin und Kinderbuchautorin geworden war. Hartnäckig und ehrgeizig näherte sie sich dieser fremden Sprache, und zwar mit einer klaren Absicht. Schon in frühem Alter beschloss sie, hebräische Schriftstellerin und Dichterin zu werden, oder noch genauer, »Schriftsteller« und »Dichter« wollte sie sein. Ihre künstlerischen Ambitionen drückte sie nämlich im Maskulinum aus, so etwa in *Briefe von einer imaginären Reise:* »Ich bin keine junge Dame, die Gedichte schreibt – ich bin Dich-

ter.« (Reise, 1937, 63) Dieser Haltung entspricht auch Yaakov Fichmans Feststellung: »Lea Goldberg ist ein lyrischer Dichter«.

Ein seiner Kindheit beraubtes Kind schreibt Tagebuch. Kurz vor ihrem vierten Geburtstag musste Goldberg ihr Zuhause verlassen, wie so viele andere jüdische Familien, die im Ersten Weltkrieg aus den Grenzgebieten ins Innere Russlands deportiert wurden. Grund für diese Vertreibungen war die Furcht der zaristischen Regierung vor der vermeintlich verräterischen Rolle der Juden im Kampf gegen den deutschen Feind. Während des Krieges zog die Familie von Ort zu Ort und ließ sich zeitweilig in Saratow an der Wolga, in Balaschow und Zarizin (dem späteren Stalingrad und heutigen Wolgograd) nieder. Schließlich fand sie Zuflucht in Balaschow, einer kleinen Stadt im Kreis Saratow, am Chopjor, einem Nebenfluss des Don gelegen. Die relative Ruhe wurde 1918 beendet, als die Veränderungen spürbar wurden, die schließlich zum Bürgerkrieg führten. Nach einer Zwischenstation im lettischen Dwinsk (Daugavpils) übersiedelte die Familie wieder nach Litauen. Verwandte, die in Balaschow geblieben waren, wurden in den Pogromen, die inzwischen an den wenigen Juden der Stadt verübt wurden, ermordet. Nach Kowno, nunmehr Hauptstadt des unabhängigen litauischen Staates, kehrten die Goldbergs im September 1919 zurück. Die 200 Kilometer lange Strecke zwischen Dwinsk und Kowno legte die Familie, wie Tausende anderer Heimkehrer, unter Entbehrungen und häufigem Beschuss zurück. »Geografie statt Biografie« wurde Goldbergs Codewort für die Kindheitserfahrung ihrer Generation, der Generation des Ersten Weltkriegs. »Die goldenen Jahre der Kindheit« wird sie später sarkastisch diese ersten Lebensjahre nennen.

Für Goldberg stand es also von Anfang an fest: Das kleine jüdische Mädchen, Schülerin des Hebräischen Gymnasiums, wollte Kowno den Rücken kehren. Einen »Schweinestall« nannte sie ihre Stadt oft in ihrem Tagebuch. Noch nicht einmal 13 Jahre alt war sie, als sie das zum ersten Mal schrieb, und kurz danach stand ihr Wunsch fest: »Nur nach Moskau will ich fahren.« Goldbergs Mutter machte sich über die Klagen ihrer Tochter lustig, aus den Worten des Mädchens tönten ihr deutlich Tschechows *Tri sestry* (Drei Schwestern). Den russischen Dichter sollte Goldberg dreißig Jahre später ins Hebräische übersetzen, auf Russisch hatte sie ihn damals schon gelesen. Die Tochter verweigerte sich dieser mütterlichen Interpretation und vertraute ihrem Tagebuch am 23. April 1924 an: »Das ist es nicht, ich will ja schon das ganze Jahr dort hinfahren, ich habe viele Hoffnungen, aber keine von ihnen geht in Erfüllung und besonders nicht die Hoffnungen, nach denen ich am meisten strebe.« Schließlich sah Goldberg ein, dass die Mutter in ihrer Ironie vielleicht doch Recht hatte. Zwei Monate später – am 25. Juni 1924 – schrieb sie in ihr Tagebuch: »Ich gehe nicht auf Ausflüge – also was bleibt? Nicht mehr als das was ich tue. Überhaupt ist Kowno im Sommer noch schlimmer als im Winter. Und ich kann nur mit den Worten Irinas aus den *Drei Schwestern* abschließen: ›nach Moskau, nach Moskau, nach Moskau‹.«

Diese theatralische Geste der Irina, jüngste der drei Schwestern der Familie Sergejewitsch, entsprach Goldbergs Lebensgefühl. Die Schwestern, die durch die Versetzung ihres Vaters zu trostloser Provinzialität verdammt wurden, lehnten es auch nach elf Jahren noch ab, sich hieran zu gewöhnen. Sie halfen der 13-jährigen Goldberg, ihre Sehnsucht nach der großen weiten Welt

in Worte zu fassen. »Nach Moskau« lautete der Ausweg aus der Trostlosigkeit von Kowno. War es auch die Vielsprachigkeit, die sie an den Figuren Tschechows anzog? Der Bruder und die drei Schwestern des Hauses Sergejewitsch sprachen Französisch, Deutsch und Englisch, Irina auch Italienisch. »In dieser Stadt«, beklagt sich die mittlere der Schwestern, Mascha, »ist drei Sprachen zu können ein unnützer Luxus. Nicht einmal ein Luxus, sondern irgendeine unnötige Zugabe, wie ein sechster Finger. Wir wissen viel Überflüssiges.«

Doch nicht nur im provinziellen Umfeld des verarmten russischen Adels, sondern auch in der Welt des Mädchens in Kowno wird Vielsprachigkeit zu einem kulturellen Merkmal. Und wie bei den drei Schwestern, so kompensierten kulturelle Werte auch in Lea Goldbergs Lebensverhältnissen den Mangel an anderen Besitztümern. Dies musste unweigerlich zu Konflikten führen. Die Welt der Sprachen war hierbei von emblematischer Bedeutung. Russisch war Goldbergs Muttersprache und ihre Liebe zu ihr verstärkte sich während des Ersten Weltkriegs. Rückblickend erkannte Lea Goldberg, dass sich diese Sprache mit der Rückkehr nach Litauen zu Kriegsende als falsches Referenzsystem erwiesen hatte, als ein Sinnrahmen, der irrige Informationen vermittelte. Über die isolierende Kraft ihrer Muttersprache im Kontext des jüdischen Kowno wird sie Jahre später im Gedenkbuch des Hebräischen Gymnasiums schreiben:

»[I]ch konnte kein Jiddisch, die Umgangssprache aller Kinder der Klasse. Ich konnte kein Jiddisch, weil ich aus einem Elternhaus stammte, in welchem Russisch gesprochen wurde, und meine Kindheit hatte ich in den Tiefen Russlands im Kreis Saratow verbracht, alle meine Freunde waren nichtjüdische Russen, denn dort lebten fast keine Juden. Kurz bevor wir am Ende des Welt-

kriegs nach Litauen zurückkehrten, wollte mein Vater mich Jiddisch lehren (er war ein begeisterter Jiddischist), aber als ich nach Kowno kam, musste ich zusätzlich zu der Vorbereitung auf das Gymnasium – ich war noch nie zuvor zur Schule gegangen aufgrund unseres Umherwanderns während des Krieges – auch noch Litauisch lernen, das mir schwer fiel, und als ich in die Schule kam, gab es eine weitere Sprache, das Hebräische, so dass ich keinerlei Aufnahmefähigkeit für noch eine Sprache hatte, jene Sprache, die in unserer Klasse die Gleichberechtigung erkaufte: das Jiddische. Da in Kowno Russisch die Sprache der Familien war, die sich für ›Auserwählte‹ und für die ›Intelligenzija‹ hielten und sich den andern überlegen dünkten, so dachten die Kinder, dass ich aus Hochmut kein Jiddisch spräche, und sie erschwerten mein Leben und rächten sich auf alle erdenklichen Weisen an mir für mein Russisch, für meine Manieren und dafür, dass ich Gedichte schrieb […]«

Goldberg wählte also nicht zwischen den beiden jüdischen Sprachen – dem Hebräischen und dem Jiddischen –, vielmehr stellte sich ihr die Wahl zwischen Hebräisch und der naheliegenden, um nicht zu sagen: natürlicheren Möglichkeit des Russischen. Ihre ersten literarischen Versuche unternahm sie jedoch gleichzeitig auf Hebräisch und Russisch. »In diesem Monat«, schreibt sie im Sommer 1924, »habe ich es geschafft, drei hebräische und eine russische Geschichte zu schreiben. Die hebräischen sind: ›Vorabend des Sabbat‹, ›Im Schnee‹ und ›Kol Nidre‹ und die russische: ›Atheist‹.« (Tagebücher, 3. August 1924) Im Spätherbst desselben Jahres hält sie fest: »In diesem Monat habe ich meine letzte lange hebräische Geschichte fertig geschrieben und zwei hebräische und zwei russische Gedichte verfasst. […] Jetzt schreibe ich eine lange russische Geschichte, ich habe gerade erst begonnen, ich weiß nicht, wie sie werden wird?« (ebd., 17. November 1924)

Es wäre wohl zu einfach zu sagen, dass die beiden Sprachen und Literaturen sich lediglich ergänzten. Es handelte sich vielmehr um einen Wettstreit zwischen zwei

Symbolsystemen. Das Tagebuch veranschaulicht diesen inneren Sprachenkampf und vergegenwärtigt den Platz, den das Hebräische dabei einnahm. Als sie am 15. Juni 1925 in ihrem Tagebuch ein russisches Gedicht notiert, fügt sie gleichsam entschuldigend hinzu: »Es gibt keinen anderen Ort, daher schreibe ich dieses russische Gedicht im Tagebuch nieder, an einem anderen Tag werde ich noch eins hinzufügen.« Bereits zwei Tage später heißt es jedoch: »Ich habe ein russisches Gedicht. Ich werde es vielleicht in hebräischen Buchstaben niederschreiben. Lieber nicht, wenn ich es können werde, werde ich auf Russisch schreiben, gerade jetzt kann ich es nicht.«

Goldbergs Tagebuch dokumentiert den Entwicklungsprozess ihrer Polyglossie. Im Lauf der Jahre änderte sich der Stellenwert der jeweiligen von ihr erlernten und beherrschten Sprachen. Dabei boten ihr die Vorträge über russische Literatur, die sie in den letzten Jahren ihrer Gymnasialzeit an der Universität Kowno besuchte, einen Anlass zur Selbstreflexion. Und wenn sie am Ende Hebräisch wählte, hatte das nichts mit einem Bekenntnis zum Zionismus zu tun. In diesem Zusammenhang schreibt sie:

»Mich interessieren am meisten die Vorträge zur russischen Literatur, ich fühle mich ihr verbunden wie keiner anderen Literatur in der Welt. Mehr als ich dies selbst will. Und obwohl ich mich in letzter Zeit etwas von der russischen Literatur entfernt habe, so ist sie mir doch am bekanntesten und verständlichsten von allen. Ich bin ihr durch die Sprache und die Lebensumstände verbunden, viel mehr als der hebräischen Literatur. Zwar habe ich das Verhältnis einer großen Liebe, wie ich es zu hebräischen Schöpfungen habe, nicht zu der russischen [Sprache; …] Weil ich, trotz aller Liebe, die ich zu den Helden der russischen Literatur habe, nicht so bin wie sie. Dieselbe besondere Atmosphäre, welche die jüdische Umgebung erzeugt, ist ein Zauberkreis, den man nicht verlassen kann und den ich auch in keiner Weise verlassen will. Sie beeinflusst all mein Denken und Fühlen und macht mich und die übrigen Töchter meines Volkes völlig

verschieden von den Frauen, die in eine andere Umgebung hineingeboren werden und in ihr leben. Und daher kann ich mich Missius oder irgendeiner anderen Russin gleich fühlen – wer auch immer sie sei, äußerst menschlich und ›kosmopolitisch‹. Ich kann denken und träumen ähnlich wie sie (so ähnlich, dass ein unerfahrenes Auge uns für identisch hält!). Aber so zu fühlen wie sie fühlt, zu denken und zu träumen wie sie – werde ich niemals können. Das vollkommene ›Ich‹, vollendet wie es ist, kann ich nur in der hebräischen Geistesschöpfung finden.« (ebd., 3. November 1927)

Was meinte Lea Goldberg damit? Zeigt sich hier bereits in Ansätzen ihr literarisches Programm? Die Spannung zwischen den beiden Sprachen blieb weiterhin bestehen – vielleicht war sie auch gar nicht zu lösen. Vielleicht ist es möglich, dieses vage Gefühl der Zerrissenheit als Vorwegnahme der späteren Entwicklung zu deuten, wenn sie im Alter von 17 Jahren am 2. Januar 1928 in ihrem Tagebuch schreibt: »Kann eine hebräische Kunst existieren?« und in großem Zweifel fortfährt:

»Wir haben keine Sprache […] seit unseren Kindertagen redet man mit uns in drei, wenn nicht vier Sprachen. Und in keiner haben wir Wurzeln. Wir lieben sie alle, die eine, weil ihre Literatur schön ist, die zweite, weil sie unsere Eltern sprechen, die dritte, weil sie gemäß unserer Weltanschauung und unseren Prinzipien unsere Sprache sein soll. Und wenn wir die dritte wählen und uns stärker mit ihr als mit den anderen verbinden und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, dass wir in ihr und nur in ihr denken müssen, können wir dann aber auch in ihr schöpferisch sein? Diese Sprache, die wir gelernt haben und in der Regel nicht gut kennen! Trotzdem müssen wir hartnäckig sein.«

Und hartnäckig war ihr Verhältnis zu allen Sprachen, die sie erlernte. Dabei fiel es ihr nie leicht, diese Sprachen zu beherrschen. Im Alter von zwölf Jahren, als sie im Hebräischen Gymnasium mit Latein begann, notierte sie: »Es ist für mich notwendig, diese Sprache zu kennen, denn nach Beendigung des Gymnasiums will ich auf die